

Die Welt, ein ausgelesenes Buch

Und doch, wie viel Dynamik hatte die Literatur des Vormärz: Peter Sprengel bildet sie glänzend ab.

Es dürfte kaum einen lebenden Germanisten geben, der das neunzehnte Jahrhundert weiträumiger erkundet hat als Peter Sprengel, der bis 2016 an der Freien Universität lehrte. In der renommierten „Deutschen Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart“ des Verlags C. H. Beck hat er nun bereits zum dritten Mal einen umfangreichen Band im Alleingang bestritten. Zuvor war die Literatur zwischen der Gründung des Deutschen Kaiserreichs und dem Ende des Ersten Weltkriegs sein Thema (in zwei Teilen); jetzt liegt seine Literaturgeschichte der Jahre von 1830 bis 1870 vor. Es ist kein trockenes Nachschlagekompendium, sondern ein Buch, in dem sich jeder Interessierte sofort festliest, verfasst in einem Stil, der von selbstzufriedenem Fachjargon angenehm frei ist.

Unter welchem Begriff ist die Epoche zu fassen? Ein dreitausendseitiges Monumentalwerk des Germanisten Friedrich Sengle hat ihr vor fünfzig Jahren den Begriff der „Biedermeierzeit“ aufgeprägt und konservative Akzente gesetzt, sowohl in den Porträts der Autoren wie in den filigranen Formanalysen. Unter den Germanisten gab es fortan eine Begriffsschlacht. Sengles Antipoden aus dem linken Spektrum der siebziger Jahre, für die die Zeit der Restauration zugleich eine der Barrikadenträume war, bevorzugte die politisch aufgeladene Epochenbezeichnung des Vormärz. Aus heutiger Sicht erscheint es sinnvoll, beide Perspektiven in ihrer Komplementarität zu nutzen, um den epochentypischen Gegen-



Peter Sprengel: „Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1830-1870. Vormärz - Nachmärz“.
Verlag C. H. Beck, München 2020.
781 S., geb., 49,95 €.

satz von Enge und Weite, Statik und Dynamik besser in den Griff zu bekommen. Dies tut Sprengel. Den lakonischen Titel seiner Literaturgeschichte, „Vormärz - Nachmärz“, will er vor allem chronologisch verstanden wissen. Noch unkonventioneller als in Sprengels Bänden über die Jahre 1870 bis 1918 ist der Aufbau des Buches. Die traditionelle „Literaturgeschichte nach Gattungen“ beginnt erst nach der Hälfte. Auf den dreihundert Seiten danach liefert Sprengel das fulminante „Porträt einer Epoche“. Dabei stellt er eine überraschend dichte Verzahnung zwischen der Ereignisgeschichte und dem politisch-literarischen Diskurs fest und verwendet allein hundertfünfzig Seiten darauf, um die erregten Debatten der Zeit und ihre literarischen Niederschläge vorzustellen. Das am weitesten ausstrahlende Ereignis war die in Schüben verlaufende Revolution von 1848 und 1849, weil sie sich mit großen politischen Hoffnungen und Desillusionen verband.

Ideenschmuggel an der Zensur vorbei

Unter dem Topfdeckel der Metternich-Restauration garte es jedenfalls heftig. Viele Schriften unterlagen der politischen Zensur, die allerdings lokal organisiert und deshalb ineffektiv war. Sprengel zeigt, wie die Autoren oft auskömmlich mit dem Zensurwesen zu leben und zu publizieren verstanden. Dank der deutschen Kleinstaatserei mussten sie nur über die nächste Grenze gehen, um heftige politische Attacken zu veröffentlichten. Geschickte Verleger machten sich das Toleranz- und Liberalitätsgefälle zwischen den Städten und Kleinstaaten des Deutschen Bundes zunutze, um Werke mit dem Gütesiegel der Zensur anderswo als heiße Ware zu veröffentlichen. Verbote brachten den Autoren Reputationsgewinn. Mit einem Wort Karl Gutzkows nennt Sprengel diese Publikationsstrategie „Ideenschmuggel“; Heine war ein Virtuose darin. Unterschätzen sollte man die politischen Verfolgungen deshalb jedoch nicht. Sie führten dazu, dass zahlreiche Autoren in die Emigration gingen, so dass es in Städten wie London, Paris oder Zürich Exilantenkolonien gab, deren Mitglieder über den deutschen Verhältnissen brüteten und sich gegenseitig missgünstig beobachteten.

Ernst Willkomm's Roman „Die Europamüden“ lieferte ein wichtiges Stichwort. Fünf Millionen Deutsche sind im

neunzehnten Jahrhundert nach Nordamerika ausgewandert; Bremerhaven wurde scherzhaft zum Vorort von New York erklärt. Amerika beschäftigte die Phantasie der Schriftsteller. „Ich schlag mir Deutschland aus dem Sinn / Und wandre jetzt nach Texas hin“, dichtete Hoffmann von Fallersleben. Für manche, die nach den Enttäuschungen der Märzrevolution in die Vereinigten Staaten auswanderten, wurde der Kampf um die Sklavenbefreiung ein Ersatzschauplatz für ihr liberales Engagement, etwa für die Autorin Franziska Anneke, die ihre Farm in Texas „Umland“ nannte – der Dichter war zu einer Symbiologie des Strebens nach Freiheit und nationaler Einigung geworden.

Karl Immermanns Roman „Die Epigonen“ traf das Gefühl der Zeit

Nach den literarischen Höhenkamm-Jahrzehnten von Klassik und Romantik war ein Bewusstsein der Endzeit verbreitet. Für Hegel war das Ende der Geschichte fast erreicht, der Dramatiker Grabbe seufzte: „Mit Napoleons Ende ward es mit der Welt, als wäre sie ein ausgelesenes Buch.“ Das Zeitgefühl der Wiederholung und Unoriginalität brachte Karl Immermann mit dem Titel seines – durchaus originellen – Romans „Die Epigonen“ auf den Begriff. Während der Historismus stilbildend wurde und das Vergangenheitsbewusstsein Land mit Denkmälern überzogen wurde, entwickelte sich der Geschichtsroman à la Walter Scott zum Publikumsrenner – kennzeichnend der „mittlere Held“, der wie eine Sonde in die historischen Szenarien eingeführt wird. Die zahlreichen historischen Romane und Novellen liefern einen maßgeblichen Beitrag zur Gedächtnispolitik auf dem Weg zur Nationalbildung und Reichsgründung.

Viele widersprüchliche Tendenzen prägen die Epoche. Die mit der Aufklärung begonnene Säkularisierung setzte sich fort. Philosophen wie Feuerbach beeinflussten mit ihrer scharfen Religionskritik Autoren wie Gottfried Keller. Gegenläufig dazu, verstärkten sich in weiten Teilen der Bevölkerung jedoch die konfessionellen Bindungen; die soziale Frage und die Verunsicherungen durch die heraufziehende Moderne spielten dabei eine zentrale Rolle. Während in der Populärliteratur viele Geistesleute unterwegs waren und mit religiösem Trost unterfütterte Erzählweisen boten, bezogen bedeutende Autoren wie Stifter ihre Impulse inzwischen von der Naturwissenschaft. Seine Erzählungen schildern immer wieder „erhabene“ Naturphänomene, aber der Clou, so Sprengel, liege darin, dass das Subjekt sich dabei nicht mehr im Sinn der klassisch-idealistischen Ästhetik erhoben fühlen könne, sondern auf beinahe masochistische Weise verunsichert und erniedrigt werde.

Als „Haupttendenz der Epoche“ sieht Sprengel die Hinwendung zu realistischen Erzählverfahren. Aber wie realistisch durfte die geschilderte Wirklichkeit sein? Für manchen damaligen Kritiker war bereits die soziale Satire eines Dickens „unerfreulich“. Auch Fontane wollte Realismus nicht mit „Misere“ verwechseln wissen. So kam es, dass die deutsche Literatur des Realismus die Schärfe des sozialen Frührealismus der Vormärzzeit nicht mehr erreichte. Stattdessen setzte sich eine behäbige Spielart durch, die sich bevorzugt dem Geschäfts- und Arbeitsleben des deutschen Mittelstands widmete. Maßgeblich wurden die Romane von Gustav Freytag und Emil Ludwig. Über dessen Roman „Zwischen Himmel und Erde“, der von einer Schieferdecker-Familie erzählt, schreibt Sprengel mit leichtem Spott: „Einzelne seiner Beschreibungen muten fast wie eine technische Anleitung zur Reparatur von Kirchendächern an.“

Immer wieder kommt Sprengel in luziden Textanalysen auf die bedeutenden Autoren und die Hauptwerke der Epoche zurück, auf Heine, Hebbel, Raabe, Keller und immer wieder Stifter, in dessen Novellen und Romanen es bis zum „Närrischen“ um ein Grundthema des bürgerlichen neunzehnten Jahrhunderts geht: die Disziplinierung der Affekte. Viele Erfolgsautoren der Zeit sind heute allerdings gründlich vergessen: Friedrich Spielhagen, Willibald Alexis, Karl Gutzkow (den Sprengel sehr interessant findet) oder Victor von Scheffel, dessen Klosterroman „Ekkehard“ das meistverkaufte belletristische deutsche Buch des neunzehnten Jahrhunderts war.

Zur Wiederentdeckung empfiehlt sich dabei allerdings nur wenig. Deshalb ist es auch folgerichtig, dass Sprengel Autoren und Werke eben nicht gesondert vorstellt, sondern diese immer einbezieht in seine erhellenden Ausführungen über politische-soziale ebenso wie literarisch-publizistische Zusammenhänge. Dass man von dieser faszinierenden und hintergründigen Darstellung dennoch zahlreiche Lektüreanregungen mitnimmt, versteht sich von selbst. WOLFGANG SCHNEIDER



Schatten über der Stadt: die Prager Straße in Dresden, drei Jahre vor der Wende

Foto Harald Hauswald/Östkreuz

Als die Zeit zu Ende ging

Michael Görings Roman „Dresden“ über den Alltag in den letzten Jahren der DDR

Für die beiden Kölner Studenten Fabian und Till ist es in erster Linie ein Abenteuer, als sie 1975 nach Dresden in die DDR reisen. Ungewöhnlich ist das, fahren doch ihre Kommilitonen und auch deren Familien

sonst eher nach Italien, Frankreich oder Griechenland. Die DDR, inzwischen fast fünfzehn Jahren abgeriegelt durch eine Mauer, ist als Reiseziel für viele Westdeutsche nicht attraktiv und oft auch einfach irrelevant. „Möchte überhaupt wissen, was ihr in der Zone zu suchen habt. Wandern könnt ihr auch im Sauerland“, macht etwa Fabians Mutter ihrem Sohn beim Zwischenstopp im heimischen Paderborn Vorwürfe. Doch der hat über eine Tante Kontakt zu Verwandten in Dresden aufgenommen, bei denen die beiden während ihres Aufenthalts unterkommen würden. Fabian will die Reise auch nutzen, um mit eigenen Augen zu sehen, ob es im Osten nur Mangel und Unterdrückung gibt, wie seine Eltern erzählen, oder ob es dort so rosig ist, wie es „die Typen von der Marxistischen Gruppe an der Uni behaupten“. Stimmen werde wohl beides nicht, vermutet er.

Aus diesem Auftakt entwickelt sich – gemessen an dem, was bislang so über die DDR erschienen ist – ein erstaunlich realistischer Roman, was auch daran liegt, dass der Hamburger Autor Michael Göring in den siebziger und achtziger Jahren häufig in Dresden war und so beim Schreiben auf eigene Erlebnisse und Details zurückgreifen kann. Anfang der siebziger Jahre herrscht in der DDR so etwas wie Aufbruchstimmung, weil der neue Staatschef Erich Honecker die Zügel zunächst lockerer lässt als sein Vorgänger Walter Ulbricht. Auch in Dresden hat die Roman-Familie Gersberger die Hoffnung auf eine bessere Zukunft in der DDR nicht aufgegeben. Vater Ekkehard ist Professor an der

Hochschule für Verkehrswesen und Mutter Gabi Klavierlehrerin, ihre Tochter Anne, im gleichen Alter wie Fabian und Till, macht eine Ausbildung zur Heilpädagogin, und der fünfzehnjährige Sohn Kai geht noch zur Schule. Aus dem warmherzigen Empfang bei den Gersbergers, die Fabian und Till wie eigene Kinder in die Familie integrieren, wird eine tiefe Freundschaft mit fast jährlichen Wiedersehen, was auch daran liegt, dass Fabian mehr als ein Auge auf Anne geworfen hat, die bereits verheiratet und neun Monate nach dem Besuch auch Mutter ist.

Die Besuche und ausgiebigen Gespräche mit den Gersbergers geben *en passant* einen differenzierten Einblick in den Alltag, der eben nicht nur aus Mangelwirtschaft und Stasi-Angst bestand, sondern auch aus einem von Zusammenhalt geprägten Familienleben, vielen Ausflügen, Kultur und Literatur. Und auch zu essen gab es stets genug. Fabian gerät fast schon ins Schwärmen, doch wird er bald auch auf die bittere Seite des Lebens in der DDR gestoßen. Nach der Biermann-Ausbürgerung verbarrikadiert die SED-Führung das Land auch mental. Die zweite Generation, also schon in der DDR Geborene wie Gabi und Ekkehard, sehen sich zunehmend betrogen, stehen ungläubig, hilflos und schließlich resigniert dem Verfall auf allen Ebenen, in Betrieben wie staatlichen Stellen, gegenüber. „Aber weg-



Michael Göring: „Dresden“. Roman einer Familie.
Osburg Verlag, Hamburg 2021.
302 S., geb., 24,- €.

laufen verändert gar nichts. Es ist eher verantwortungslos“, sagt Ekkehard zu seinem Sohn. Der verkörpert die dritte Generation, die den Glauben an eine Zukunft in diesem Land längst verloren hat: Kai wird bei einem Fluchtversuch in den Westen gefasst und ins Gefängnis gesteckt. Danach schlägt er sich als freier Künstler durch, mit Hang zum Alkohol.

So entwickelt sich der Roman zu einem Kaleidoskop der Endzeit in der DDR, in

ANZEIGE

dem es auch um den zwischen Honecker und Strauß eingefädelt Milliardenkredit, um Tschernobyl, die Umweltbewegung und Perestroika in der Sowjetunion und die zunehmende Zahl an Menschen geht, die ausreisen und nicht mehr zu schließende Lücken hinterlassen – an ihren Arbeitsplätzen, aber auch in ihren Familien. Zwar webt sich diese Endzeitstimmung wie ein dichter werdendes Spinnennetz durch die zweite Hälfte des Buches, doch präsentiert der Autor den Westen nicht als alleinige Alternative, die er trotz allem für viele Ostdeutsche auch nicht war. „Nichts gegen euch“, sagt etwa eine Freundin von Kai zu Fabian und Till: „Aber eigentlich sind wir's hier leid, immer auf den tollen Westen zu schauen und

uns minderwertig zu fühlen.“ Wenn er bei Kongressen so ein Herabschauen von Westkollegen spüre, entgegnet daraufhin Ekkehard, fühle er Trotz in sich aufsteigen, und er wolle „dass wir hier mit unseren Leistungen ernstgenommen werden“. Die Wahrheit – speziell in den achtziger Jahren – sei allerdings: Der Trotz gehe zunehmend ins Leere.

Auf diese Weise liefert das Buch auch Erklärungen für Ereignisse, die zweieinhalb Jahrzehnte nach der Einheit im Osten mit Wucht hervorbrechen und vornehmlich im Westen für Verwundung sorgen werden. Die Anfänge sowohl von Pegida als auch in Teilen der Ost-AFD waren auch späte Ausbrüche dieses durch Wiedervereinigung und Neuorientierung zunächst verschütteten Trotzes. Die Handlung des Romans selbst kulminiert schließlich in den Ereignissen des Herbstes 1989. Kai gelangt via Prager Botschaft endlich in den Westen, während Fabian abermals nach Ost-Berlin fährt, wo Annes Sohn, der im Kreuzchor singt, einen Auftritt hat.

Die große Stärke des Buches sind zweifellos die vielen facettenreichen Gespräche zwischen ost- und westdeutschen Protagonisten, die beim Lesen eine ganze Menge in den Diskussionen über die DDR bis heute fehlenden Wissens vermitteln und durchaus Verständnis dafür wecken könnten, wie die Menschen im Osten wurden, was sie sind. Zu bemängeln bleibt letztlich nur, dass der Autor das in Dresden und Umgebung gebräuchliche Wörtchen „Nu“ in seiner wörtlichen Rede fast durchweg falsch verwendet. Aber das gibt hier die Gelegenheit, über dieses häufig auftretende Phänomen aufzuklären: „Nu“ ist keine Vokabel des Versicherns im Sinne von „gell“, „ne“ oder „wa“, sondern schlicht ein Synonym für „Ja“. Der Beispielsatz lautet also: Sollte man dieses Buch lesen? – Nu. STEFAN LOCKE

Willkommen im Abschied

Des Lebens Lauf: Christoph Haas erzählt sensibel, aber pathosfrei vom Fremdwerden der Nähe

Spätestens mit dem Eselsritt, der die Heldin an ihren beschwerlichen Weg vor Jahren erinnert („mit dem Kind im Bauch“), verdrückt sich die mit den Signalworten „Tempel“ und „Zimmermannspranke“ aufgekommene Ahnung, auf wen sich Mutterstolz („wie ein König sieht er aus“) und Vaterbesorgnis („ein wenig geschickt müsse man sich schon verhalten“) hier beziehen, zur – immer noch erstaunten – Gewissheit. Dass ein solch eigenbrötlerischer, mal schweigsamer, mal wie ein Wasserfall redender, oft ausübender Filius, ein kraushaariger Künstlertyp, der in der Werkstatt rätselhaft grazile, zu nichts zu gebrauchende Gegenstände herstellt, eine einfache Handwerkerfamilie auf die Probe stellt, ist leicht einzusehen. Nicht aber das Porträt des Erlösers als junger Mann ist der Clou der Erzählung „Der Sohn“, sondern ihre Blickrichtung. Sie präsentiert den Gottessohn so irdisch wie nur möglich: als mysteriöses Anhängsel seiner unerlösten, die nächste Schwangerschaft durchmachenden Eltern, die sich damit zu arrangieren haben, dass in ihrer Mitte etwas Geliebtes heranwächst, das sie bereits überwunden zu haben scheint. Ganz unbekannt dürfte das Gefühl den meisten Eltern nicht sein.

Tatsächlich ist das Motiv der verunsichernden Entfremdung bei tiefster Verbundenheit das konstitutive Merkmal die-

ses sehr erwachsenen Erzählungsbands von Christoph Haas, der bislang als Journalist und Publizist in Erscheinung getreten ist. In den leise, konzise und schlackelosen erzählten Beziehungsgeschichten, die ansonsten in der unmittelbaren oder jüngeren Gegenwart spielen, geht es immer wieder darum, wie Vertrautes unvertraut wird, und das in zwei entgegengesetzte Richtungen. Paare auf dem langen Weg in die gemeinsame Einsamkeit erleben Momente der Erneuerung, die sich meist an äußerlich wenig bedeutsamen Erlebnissen festmachen, etwa an dem schlichten, erhabenen Satz „Mein Sohn Johannes, er lebt in New York“, mit dem ein älterer Herr in einem Wellness-Hotel der mit Termintabelle und Verzweiflung um Nachwuchs ringenden Mara zu mehr Gelassenheit verhilft. Für ein älteres Ehepaar wiederum wird das vorhanglos unverborgene Sexualleben eines jungen Nachbarn zur aufregenden Erfahrung einer Nähe, die sich von der



Christoph Haas: „Eine Nacht im Juli, eine Nacht im Dezember“. Erzählungen.
Schillo-Verlag, München 2021.
144 S., geb., 17,- €.

der eingeschlossenen Form unterscheidet. Der Auszug des Nachbarn trifft sie mit unvermuteter Härte.

Ebenso oft aber führt das Unerwartete, die langsam in eine Beziehung hineingekrochene, aber erst plötzlich bemerkte Fremdheit, zu einem inneren Bruch, auch wenn die Rituale davon unberührt bleiben. Da ist ein Ehemann, der in den siebziger Jahren von einer Affäre nach Hause kommt und seine alkoholranke, alles ahnende Frau anlügt, aber dann doch mit ihr „Der große Preis“ schaut. Anderswo verliert die junge Sophie die Achtung vor ihrem Freund, weil er im Moment der Bedrohung ihre Hand losgelassen hat; von der Waffe des Fremden geht für sie hingegen eine eigentümliche Faszination aus. Da gibt es die alte Cilla, die von ihrem Sohn bevormundet wird („du kommst einfach nicht mehr alleine zurecht“) und ihm ihren eingebildeten Besucher verschweigt: eine Entzweiung ganz ohne Pointe. Eklatant ist der Lebensbruch in der Titelgeschichte, in der ein Mann ohne jede Vorwarnung an einer Tankstelle zum Mörder wird. Er sammelt alles, was über den Vorfall in den Zeitungen steht. Ein halbes Jahr später erfährt er am selben Ort die liebevolle Zuwendung einer jungen Angestellten, was für ihn bedeutet, fortan mit Schuldverdrängung leben zu müssen. Haas parallelisiert das über ein

ererbtes Gemälde unangestrengt mit den Gefühlen der Kriegsheimkehrer.

Am stärksten sind diese pathosfreien Erzählungen allerdings dort, wo sie ganz auf das Alltägliche fokussieren, auf das Älter- und Krankwerden, den Sicherheitsverlust durch Trennungen, auf nur halb scherzhafte Suizidgespräche unter Jugendlichen, auf die Beziehungsverwerfungen rund um einen Geburtstermin, zumal, wenn der Freund offenbar nicht der Vater ist. Wo sich das Buch auf belastendere Themen einlässt, auf Kindesmissbrauch oder Flüchtlingschicksale, entsteht eine Unwucht, weil der schwerelose, lakonische Stil den inhärenten moralischen Anspruch dann doch nicht ganz erfüllen kann. Aber das bleiben Ausnahmen in einem insgesamt wohlthuend reflektierten, sprachlich äußerst sicheren Prosareigen eines anregenden neuen Autors, der sich als ebenso genauer wie unaufdringlicher Beobachter seiner Mitmenschen erweist. In diesen Abschieden, gelebten, nicht zelebrierten, darf man sich willkommen fühlen. In ihrer Reduktion werden sie viele Leser an Eigenes erinnern. Und gilt nicht mitunter für uns alle, was sich die müde Maria wünscht: „sich fallen zu lassen, sich an die Erde zu schmiegen und mit ihr eins zu werden?“. Aber sie musste weiter, das wusste sie, bescheidet uns der Autor mit unaufgeregtem Stoisizismus, „und also ging sie ihren Weg.“ OLIVER JUNGEN